

Richard Meng

Man kann nicht alles haben – oder doch?

Städtische und ländliche Entwicklungstrends in der postmodernen Welt

Die Städte werden attraktiver, ländliche Regionen wirken vergleichsweise abgehängt: Wenn man Wanderungsbewegungen und Wirtschaftsdaten betrachtet, ist dieser Trend offenkundig. Aber was steht an Erfahrungen und Lebensentwürfen dahinter? Die Gesellschaft wird vielfältiger. Und wenn es um Daseinsvorsorge geht, werden sich in Zukunft viele Fragen anders stellen als bisher.

Richard Meng

(* 1954) ist Sprecher des Senats von Berlin und Beiratsmitglied der NG/FH.



sprecher@senatskanzlei.berlin.de

Vor ein paar Jahrzehnten gab es noch einen Trend, der heute fast vergessen ist. Junge, erfolgreiche Menschen zogen aus dem Zentrum der Städte weg, suchten sich spätestens bei Familiengründung im Stadtumland ihre persönliche Lebenswelt mit Eigenheim und viel Natur, aber in noch annehmbarer Entfernung zum städtischen Job. Stadtflucht wurde das genannt. Das ist anderswo auch noch längst nicht passé. In Frankreich zum Beispiel, so sagen Bevölkerungsprognosen, werden die großen Städte eher schrumpfen als wachsen, während die Peripherie an Bevölkerung hinzugewinnt. In Deutschland sind die Prognosen umgekehrt.

Das hat, so dieselben Bevölkerungsforscher, offenkundig auch etwas mit wachsenden oder schrumpfenden Gesellschaften zu tun. Innerhalb von Europa können die ländlichen Regionen jener Länder, in denen die Geburtenzahl die Sterberate einigermaßen ausgleicht, mit guten Perspektiven rechnen. In stärker schrumpfenden Gesellschaften dagegen wachsen die Städte. Und zumindest dieser Erklärungsstrang macht

Sinn: Wo viele Menschen ohne Mehrgenerationenfamilie und speziell ohne Kinder leben, setzen sich individualistischere Lebensstile durch, die sich in städtischer Umgebung besser ausleben lassen als auf dem Land.

Nun ist das sicher noch nicht die ganze Erklärung und es wäre auch viel zu klischeebehaftet, alle Unterschiede zwischen Stadt und Land auf den alten Gegensatz zwischen städtischer Offenheit und ländlicher Spießigkeit zu reduzieren. Auch in den ländlichen Gegenden gibt es längst viele kreative Nischen, in denen sich Vielfalt entwickelt. Die Anonymität der Stadt ist nicht unbedingt aktivitätsfördernd, speziell wenn es um direkten sozialen Kontakt zwischen Menschen geht. Und via Internet – soweit in ausreichender Geschwindigkeit vorhanden – sind heute nahezu alle Informationsangebote zeitgleich überall abrufbar und internetaffine Lebensstile überall möglich. Aber spannend ist eben doch, wie die Lebenswelten sich neu sortieren. Denn man kann nicht alles gleichzeitig haben. Das Theater um die Ecke und den Sonnenuntergang mit viel Horizont, die Uni-Klinik schnell erreichbar und den großen Garten um das Haus oder den tiefen Wald ganz in der Nähe, die weltweiten Flugverbindungen und Ruhe vor Verkehrslärm aller Art.

Fakt ist: Die Jungen zieht es in die Städte. Das ist im Prinzip kein neuer Trend und hat auch schlicht mit den Bildungs-

standorten zu tun. In den Städten sind die Universitäten und weil gute Hochschulbildung Weltoffenheit und Welterfahrung einschließen sollte, macht die Kombination von Stadt- und Studentenleben viel Sinn. Seit langem ist zumindest für denjenigen Teil der Landjugend, der Abitur macht (also ein Drittel bis die Hälfte), Schluss mit der alten Ortsfestigkeit. Die offene Frage dabei ist schon seit Jahrzehnten, wie viele später wieder zurückkehren. Auch so können nach und nach Restgesellschaften entstehen.

Inzwischen, so scheint es, bleiben viele nicht allein deshalb für die Heimatregionen verloren, weil es im ländlichen Raum nur wenige Jobs für Akademiker gibt. Vielmehr zeigt sich, dass die Städte auch lebenskulturell einen starken Magnetismus entwickelt haben. So können sich viele gar nicht mehr vorstellen, in eine übersichtliche, aber vergleichsweise langweilige Landwelt zurückzukehren. Für sie ist die alte Heimat vielleicht noch gerne besuchtes Erholungsgebiet, aber sie ist nicht mehr Perspektivort. Junge weltoffene Menschen, die neue Wege ausprobieren wollen, suchen ihren Lebensmittelpunkt in der urbanen Vielfalt.

Das ist ein Trend, der die Stadtpolitik in vielfacher Hinsicht vor neue Themen stellt. Inzwischen erweist sich bundesweit, dass das in einer insgesamt schrumpfenden Gesellschaft fast schon abgehackte Thema Wohnungsbau als Großstadthema zurückkehrt. Und die – durch die hohe Nachfrage bedingten – steigenden Mieten in den großen Städten führen zu Verdrängungsdebatten, die es so noch nicht gab. Der Stadtrand als offenbar minderwertiges Lebensumfeld, unzumutbar gerade für langjährige Zentrumsbewohner mit Kreativitätshabitus: Auch dieses Bild ist Teil der Debatte. Die Stadt definiert sich wieder über ihre kulturellen Mittelpunkte. Schon ihre Peripherie erscheint als Übergang zur kulturellen Ödnis.

Genau die umgekehrte Debatte deutet sich längst in den ländlichen Gegenden an. Unausgelastete Schulen, Ärztemangel, Wertverfall von Immobilien (die stolzen

Eigenheime der 70er Jahre sind fern städtischer Strukturen nicht gerade Nachfrager): Dass Stadt- und Landpolitik auseinanderdriften, merkt man schon daran, dass engere Mietpreisobergrenzen, wie sie die Stadtstaaten für nötig halten, für viele Flächenländer kein dringendes Thema sind. Auf dem Land macht sich derweil das Gefühl breit, dass die großen politischen Themen heute wieder vorwiegend aus Stadtsicht gedacht werden, so wie auch die Medienwelt vorwiegend aus den Städten heraus bespielt wird und die Themendarstellung entsprechend ausfällt. Kita- und Schulangebote, Gesundheitsversorgung, Pflegeeinrichtungen: Nahezu durchweg ist der Standard im stadtnahen Bereich höher. Weil auch die Nachfrage dort besonders stark steigt.

»Gefällt mir«-Kultur und Milieu-Egoismus

Auf der anderen Seite sind die städtischen Lebensformen stark auf das Jetzt ausgerichtet. Bislang ist die Stadtgesellschaft nicht wirklich darauf vorbereitet, dass aus kreativem Alleine-Leben irgendwann im Alter auch viel Einsamkeit werden kann. Da werden sich, lebensgeschichtlich weit vor den Zeiten von Pflegebedürftigkeit, noch eine Reihe von neuen sozialen Fragen stellen, die wahrlich nicht die Politik stellvertretend lösen kann. Altern in kultureller Vielfalt: Das ist ja auch alles andere als ein Problem an sich, eher eine neue Chance, die es so früher nicht gab. Aber sie wird auch aktiv wahrgenommen werden müssen. Und zwar von Menschen, die dann doch selbstbezogener »ticken« als die Generationen vor ihnen.

Gefällt mir – gefällt mir nicht: Die Erweiterung des Ichs mit (vermeintlich) Seinesgleichen, wie sie der Facebook-Welt zugrunde liegt, drückt diese Selbstbezogenheit aus. Kommunikation setzt hierbei immer die Zugehörigkeit zur »Gefällt-

mir«-Teilgesellschaft voraus. Der große «Gefällt-mir nicht«-Rest scheidet aus dem Blickfeld aus. Städter richten sich – weil das in den Städten nun mal geht – besonders gerne in ihren kulturellen Teilwelten wohnlich ein. Aber es behauptet niemand, dass dieser Trend letztlich nicht nach und nach die gesamte Gesellschaft erfasst, egal wie urban das Umfeld ist. Außerhalb der Städte, wo die klassischen Großorganisationen von den Kirchen bis zur freiwilligen Feuerwehr lange Zeit noch vergleichsweise lebensprägend waren, erodiert das Zusammengehörigkeitsgefühl auch. Nicht zuletzt, weil das Internet viel individueller als je zuvor Beteiligungsentscheidungen und Informationsstränge ermöglicht. Was mir heute gefällt, kann ich heute haben. Egal, wo ich gerade wohne.

Insofern kann man dann ja doch alles gleichzeitig haben, zumindest kann man alles einmal anklicken. Damit geht aber auch die Gefahr einher, sich in der virtuellen Welt zu verlieren und reale soziale Beziehungen zu vernachlässigen. Neben der zunehmenden kulturellen Ausdifferenzierung und Vielfalt der Gesellschaft entstehen durch das Internet also auch Nivellierungstrends. Wie man sich innerhalb dieser Vielfalt verhält, hängt ursächlich weit stärker von Bildungsstand und vor allem vom Einkommensstatus ab als von der räumlichen Zuordnung zu Stadt oder Land.

Die große gesellschaftspolitische Fragestellung, die sich daraus ergibt, bleibt die nach dem Zusammenhalt einer solchen Gesellschaft, nach dem Prinzip Solidarität, wenn sich soziale Beziehungen und räumliches direktes Umfeld immer weniger überlappen. In den Städten wird das Alltag, nicht zuletzt dies macht sie besonders attraktiv. Aber es führt auch dazu, dass das gesamtstädtische Interesse nunmehr als die Summe der vielen Einzelinteressen empfunden wird und kaum mehr jemand bereit ist, die eigenen Interessen zurückzustellen. Die Stadtpolitik muss sich an diesem Milieuegoismus immer wieder mühsam abarbeiten.

Nun sind solche Entwicklungen in den postindustriellen Gesellschaften inzwischen normal geworden. Verhinderungsbewegungen gegen dies und das, von Infrastrukturprojekten bis hin zu Wohnungsbau in der direkten Nachbarschaft, sind Ausdruck davon. Gleichzeitig entwickelt sich in den Städten eine früher undenkbare Offenheit und Internationalität – gerade weil einengende, repressive Normensysteme keine Chance mehr haben. Die moderne Stadt wird darüber unübersichtlich, aber auch lebensstark. Sie strahlt Freiheit aus, was mitunter auch als Freiheit von überkommenen Regeln zu übersetzen ist, die anderswo noch Restbedeutung haben. Sie sichert den direkten Zugang zu Kultur und Kreativität auf hohem Niveau für alle, die dafür Sensoren entwickelt haben. Während – was auch nur eine Hypothese ist – ihre Sensoren für Natur oder Muße oder für übungsentensive Musikinstrumente oder bürgerschaftliche Freiwilligendienste womöglich weniger ausgeprägt sind. Was aber nicht zwingend bedeutet: Wo viel los ist, haben die Menschen weniger Zeit. Auf Teilhabe kommt es an, gerade in den Städten. Sonst mündet die große Freiheit direkt in großer Einsamkeit.

Dieser Stadtgesellschaft jedenfalls ist im Wortsinne vieles zuzutrauen. Vielleicht ist gerade dies die Sub-Botschaft, die dazu beiträgt, dass vor allem viele Jüngere recht gerne in die Städte wechseln. Und damit in den Städten – siehe: Internetwirtschaft und internetbasierte Dienstleistungen – heute auch genau solche neuen wirtschaftlichen Potenziale entstehen, die ein urbanes, multikulturelles Umfeld dringend brauchen. Es ist ein spannender gesellschaftlicher Wandel, der da vor sich geht, keiner, vor dem man sich fürchten muss. Aber einer, der viele neue Gestaltungsfragen aufwirft. Nicht zuletzt die, was es in einer schrumpfenden, aber internationaler werdenden Gesellschaft bedeutet, auch in kultureller und sozialer Hinsicht gleichartige (nicht: gleiche) Lebensbedingungen für alle zu schaffen. ■